Morgen-Ausgabe.

Lodzer Zeitung.

Gründer Johann Petersilge.

Nr. 486 — Sonntag, den 12. (25.) Oktober 1914. — 51. Jahrgang.

Redaktion, Expedition, Annoncen- und Abonnements-Annahme: Petrikauer-Straße Nr. 86, im eigenen Hause.—Telephon Nr. 212

Ausgabe täglich zweimal mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, an denen nur die Morgennummer erscheint. — Manuskripte werden nicht zurückgegeben. — Vierteljährlicher pränumerando zahlbarer Abonnementspreis für Lodz Rbl. 2.10 für Auswärtige mit Postzusendung einmal täglich Rubel 2.25 im Auslande Rubel 5.40 — (Abonnements werden nur vom ersten eines jeden Monats berechnet.) Preis eines Exemplars: Abend- und Morgen-Ausgabe 3 Kop., Sonntagsausgabe mit der illustrierten Sonntagsbeilage 5 Kop. — Inserate werden für die siebengespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum mit 10 Kop. für Rußland und mit 12 Kop. für Ausland berechnet. Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum vor dem Text 35 Kop. für Rußland und 40 Kop. für Ausland, im Text 60 Kop. Alle in- und ausländischen Annoncenbüros nehmen Anzeigen und Reklamen für die „Lodzer-Zeitung" an. — Redakteur: W. Petersilge. — Herausgeber J. Petersilge's Erben. — Rotationsschnellpressendruck von „J. Petersilge" Petrikauer-Straße Nr. 86.

Der Krieg.

Neue Kämpfe im Elsaß. — Bulgarien und Rumänien mobilisieren.

Aus Elsaß-Lothringen.

x. Zürich, 23. Oktober. In der Umgegend von Pfirt und Pfetterhausen in Elsaß erhielten sowohl Franzosen wie Deutsche Verstärkungen. Die Deutschen haben bei Pfirt ausgezeichnete Positionen; die Franzosen nahmen ebensolche Positionen bei Sept. Die Franzosen machen große Anstrengungen, um das Terrain zwischen den Flüssen Ill und Larg wieder zu besetzen, da vor vier Wochen die Deutschen behaupteten. Die Deutschen bemühen sich, die Franzosen nach Belfort zu verdrängen.

x. Berlin, 23. Oktober. Die öfteren Artilleriekämpfe, die zwischen Altkirch und Pfetterhausen stattfanden, wurden dicht an der schweizerischen Grenze ausgefochten. Die Kämpfe waren sehr hartnäckig. Bei Thann sind die Deutschen vorgedrungen, bei Altmünsterol dagegen mußten sie vor der Uebermacht weichen; im Süden der Vogesen wurde der Angriff der Franzosen zurückgeschlagen. Die Franzosen erhielten Verstärkungen aus Epinal und Belfort.

Die vernichtete Stadt Lier.

Der Kriegsberichterstatter des „Berl. Tgbl." sendet seinem Blatte das nachstehende Stimmungsbild aus dem Großen Deutschen Hauptquartier:

Langsam kehren die belgischen Bauern und Städter zurück.

Auf den Chausseen sieht man sie schreiten. In kleinen und großen Gruppen. Zu Tausenden und Abertausenden. Elementarer und umfassender trieb auch die Völkerwanderung vor grauen Jahren die Kinder eines Landes nicht über Wege und Flüsse.

Der Herbst steigt langsam und spät, wie müde von einem beschwerlichen, sommerlichen Weg, auf die Hügel des fränkischen Landes. Wohl brennt das Laub schon goldrot auf den Bäumen. Die Ahornblätter liegen, einem purpurnen Teppich gleich, auf dem Boden. Aber die Sonne leuchtet noch warm und über den Feldern steigen jubelnd Lerchen in den Himmel. Rosen blühen, verspätet und matt, an den Hecken, und die Blumen, die bunten Blumen des Herbstes stehen noch in üppiger Fülle. Denn keiner hat sie in diesem Jahre zum Strauße gebunden.

Durch all diese Pracht ziehen heimatlose Menschen. Man weiß nicht, woher sie kommen. Man weiß nur, daß die mütterliche Heimat sie wieder mit tausend Stimmen ruft. Sie waren geflüchtet, als der Schrecken des Krieges klirrte. Als die Menschen dann fort waren, hat in ihren Dörfern die Schlacht gewütet. Und viele, viele Dörfer sind vom Boden verschwunden. Nur ein paar Mauerreste, ein paar rußgeschwärzte Steinkulissen stehen noch von all dem Segen, der sich in fruchtbarem Frieden breitete.

Nun kommen sie zurück und finden die Stätte nicht mehr, an der sie glücklich waren. Sie finden den Herd nicht mehr, an dem sie sich nach der Fron des harten Tages versammelt hatten. Ihre kleine Welt ist vernichtet.

Und der Winter wird bald kommen. Dann haben sie kein Dach über dem Kopf und keinen warmen Stall für die Kuh, die sie ängstlich vor sich her treiben.

So ziehen sie über die Landstraße. Tausend und viele Tausend heimatlose Menschen. Auf Wagen und Karren. Zweierlei ist es, das sie alle raffend mitgenommen haben: Bettzeug, so viel jeder schleppen konnte, und das Vieh, das kostbare Gut des Bauern.

Auf Eselgespannen und Hundewagen fahren sie die Kinder und die ganz alten Leute. Hier sitzen, zusammengekauert in einem rotweiß karierten Klumpen Bettzeug, vier kleine Kinder auf einem zerbrochenen Wägelchen, das eine alte Frau, mühsam und gebückt, hinter sich her schleppt. Dort trägt ein Alter eine Standuhr. Die Uhr ist reich vergoldet. Es war gewiß vieles in seiner kleinen Welt, das nützlicher und bedeutender war für des harten Lebens weitere Fahrt, als dieser vergoldete Tand. Aber das Gold glänzt so schön und so hell. Und er wird seine Uhr selbst bei brennendem Hunger nicht gegen ein Stück Brot hergeben.

Manche Familien treiben vier, fünf Kühe vor sich her.

Die Kinder kauern zwischen hochgeschichtetem Hausrat auf einem Wagen, der von zwei Pferden gezogen wird. Das sind die Reichen des Dorfes gewesen. Mit leeren, erstarrten Augen sehen ihnen die vielen anderen nach, die keinen Wagen und keinen Esel haben, die mühsam ihre Kinder und ihre Betten auf breiten, gebückten Schultern schleppen und langsam, ganz langsam, auf der Landstraße weiter kommen.

Es ist eine schreckliche Sache um den Krieg. Wieviel Jahrzehnte werden hinfließen müssen, um all das wieder aufzubauen, was mit Feuer und Schwert vernichtet worden ist!

Kaum ein Krieg der Weltgeschichte ist so verheerend über die Lande geschritten, wie das große Völkerschicksal des Jahres 1914.

Vor allem in Belgien hat der Krieg in seinen mannigfachen Formen das Land verwüstet und zerstört. Städte und Dörfer gerieten in das Zentrum sprühenden Artilleriekampfes und wurden oft von dem Feuer der eigenen Granaten in Schutt gelegt. Vor allem aber haben belgische Bauern durch Freveltaten die Strafe heraufbeschworen.

Blühende Städte liegen in Schutt und Rauch.

So kamen wir Sonntag durch die Stadt Lier. 26,000 Einwohner hatten früher hier Arbeit und Brot gefunden. In der Mitte der Stadt thronte die Gommarius-Kirche, eine der schönsten und bedeutendsten Kirchen des belgischen Landes.

Die ganze Stadt ist zerschossen. So vollständig zerschossen, wie wohl keine andere Stätte in diesem Kriege.

In lähmender, wüster Unordnung liegt die ganze Stadt. Ein großer Steinhaufen, zusammengemäht von Granaten. Die Dächer der Häuser sind auf den Boden gefallen; die Steine des Fundaments sind aufgewühlt und hochgespritzt; ganze Häuserreihen sind in sich zusammengesunken. Türme sind zur Erde gestürzt, im Fall noch kleine Gebäude mitreißend und unter sich begrabend. Schornsteine ragen aus Kellerlöchern und steinerne Treppen des Erdgeschosses hängen, wie von Urkraft geschleudert, auf hohen, verkohlten Mauerresten.

In dieser Stadt saß, vor den leeren, ausgebrannten Mauern eines Hauses, eine ganz zusammengesunkene, uralte Frau in einem breiten Lehnstuhl. Der helle Mittagssonnenschein lag auf diesem bizarren Bild. Sie sah uns an mit erloschenen, gleichgültig kalten Augen.

Auf dem Leopoldsplaats das „Festzaal-Casino". Ein zusammengestürztes Streichholzspiel. Eisenbalken und Sparren hingen wie dünne, versengte Zwirnsfäden in der Luft. Auf einer schwarzen Mauerkulisse, gegenüber der halbzerschossenen und durch Granaten ganz aufgewühlten Kirche St. Esprit, zwei weiße Tauben.

Von Antwerpen herunter kehrten die Menschen jetzt wieder heim. Sie suchen ihre Häuser und finden sie nicht mehr. Sie können nicht einmal die Trümmer ihres Hauses erreichen, denn ganze Straßenreihen sind verschüttet in einen steinernen Hügel, begraben und zugedeckt in riesigen Gräbern.

Die Menschen stehen ganz verwirrt und still vor all dem Schicksal, das über ihr Leben hereingebrochen ist. Sie sehen auf ein paar Häuser, die unberührt und unverbrannt, durch weiße Tücher und Fahnen Schonung und Schutz suchten und fanden.

Und wenn erst der Abend kommt, können sie sich nicht mehr betten. Und sie ziehen wieder weiter auf den herbstlichen Straßen des Landes, das seinen Kindern eine schlechte und törichte Mutter war.

Die französische Stellung bei Dünkirchen.

Rotterdam, 22 Okt. (W.T.B.) Der Kriegskorrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meldet: Das deutsche Heer, das Antwerpen belagerte, bewegt sich auf verschiedenen Straße in der Richtung auf Dünkirchen, das von den Franzosen besetzt und befestigt ist. Südlich Dünkirchens befindet sich eine belgische Armee, deren Ueberbleibsel am Donnerstag angekommen sind. Ihr Abzug glich einer Flucht, sie war ohne jeden Zusammenhalt mit dem Teil der Armee, der vor der Besetzung Antwerpens nach Ostende entkommen war und nach Boulogne verschifft wurde. Dieser sollte reorganisiert werden, um an den Kämpfen auf dem französischen linken Flügel teilzunehmen. Dixmuiden, wo sich französische Seesoldaten zur Deckung des belgischen Abzuges befanden, ist wahrscheinlich geräumt worden. Südlich Dünkirchen und Boulogne stehen sehr starke französische Truppenabteilungen.

Die Lage vor Krakau.

r. Von einem Krakauer Studenten, der am vorigen Sonntag Krakau verlassen hat und nach Lodz gekommen ist, erfahren wir interessante Einzelheiten über die gegenwärtige Lage in Galizien. Die russischen Truppen sollen einen Teil von Galizien verlassen haben und konzentrieren sich in der Bukowina. Przemysl, Jaroslaw, Rzeszow und viele andere in dieser Gegend gelegenen Städte und Ortschaften sind vom russischen Militär geräumt. Alle Gerüchte, daß sich russisches Militär in der Nähe von Krakau befindet, sind unwahr. Es befanden sich wohl russische Vorposten in einer Entfernung von 20 bis 25 Werst vor Krakau, doch war dies vor einigen Wochen. Seitdem jedoch die Russen von Przemysl zurückgegangen sind, ist weit und breit um Krakau kein russischer Soldat mehr zu sehen. Das Leben in Krakau verläuft fast normal. Die Theater geben Vorstellungen. Warenhäuser, Magazine und Läden sind geöffnet. Der Verkehr der Eisenbahnzüge zwischen Krakau und Wien geht geregelt vor sich. Die Züge verkehren bis Przemysl. Viele Städte Galiziens sind zerstört worden und die Bevölkerung hat dabei unbeschreiblich viel gelitten. Dieser Tage wurde nach Krakau ein Transport Kriegsgefangener gebracht. Die Einwohner der Stadt benahmen sich den Gefangenen gegenüber sehr freundlich und gaben ihnen reichlich zu essen und zu trinken.

Antwerpener Juden in Galizien.

r. Von einer in diesen Tagen aus Krakau in unserer Stadt eingetroffenen Person wird uns folgendes mitgeteilt. Ein großer Teil der Krakauer Einwohner ist nach Oesterreich und Böhmen geflüchtet. Die Krakauer Zeitungen bringen größere Artikel über die Ausweisung von 30,000 galizischen Juden aus Antwerpen. Laut diesen Blättern erließ die belgische Regierung bei Ausbruch des Krieges den Befehl, daß alle galizische Juden als Untertanen Oesterreichs-Ungarns sofort aus Belgien auszuweisen sind.

Diese Juden, die — hauptsächlich in Antwerpen — schon jahrelang ansässig waren und sich größtenteils mit dem Schleifen von Diamanten beschäftigten, waren nun gezwungen — meistens ohne jegliche Geldmittel — Belgien zu verlassen und auf großen Umwegen die Reise nach ihrer Heimat anzutreten. Nach einer fast 4 Wochen währenden, von allerlei Umständlichkeiten und Strapazen begleiteten Reise kamen sie endlich über Holland und Deutschland — heruntergekommen, ausgehungert, nur notdürftig bekleidet — in Galizien an. Einigen Frauen sind während dieser Reise infolge der Entbehrungen die kleinen Kinder gestorben. In Galizien werden diese Flüchtlinge nach Möglichkeit von ihren Glaubensgenossen unterstützt. Man veranstaltet für sie Spendensammlungen.

Bulgarien und Rumänien mobilisiert?

Prag, 23. Oktober. „Narodni Listi" haben erfahren, daß alle Bulgaren, die bisher in Prag wohnten, dieser Tage den Befehl erhalten haben, unverzüglich zu den Regimentern zurückzukehren. Ein gleicher Befehl ist aus Bukarest an die Rumänen ergangen, und zwar an demselben Tage. Es ist somit nicht ausgeschlossen, daß beide Mächte im gegenseitigen Einverständnis gehandelt haben.

Japanische Artillerie vor Warschau.

r. Aus zuverlässiger Quelle wird dem „Lodzer Tageblatt" mitgeteilt, daß sich in den Kämpfen bei Warschau auch japanische Artillerie auf der russischen Seite beteiligt. Die Japaner verfügen über eine ausgezeichnete Artillerie, deren schwere Geschütze von großer Zerstörungskraft sind.

Zur Schlacht bei Skierniewice.

r. Wie aus der Umgegend von Skierniewice nach Lodz eingetroffene Personen berichten, geht die schon seit einigen Tagen dort tobenden große Schlacht ihrem Ende entgegen. Das Schlachtfeld ist förmlich mit Leichen bedeckt. Zur Beerdigung derselben werden die Bauern aus der Umgegend herangezogen. Die meisten verwundeten deutschen Soldaten werden mit der Eisenbahn nach Petrikau gebracht. Der Bahnhof in Skierniewice und die Eisenbahnbrücken wurden in die Luft gesprengt. Eine Anzahl verwundeter deutscher Soldaten wurden in Automobilen auch nach Lodz gebracht.

Lokales.

Lodz, den 25. Oktober.

Sonntagsbetrachtung.

(Psalm 46.) Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben; darum fürchten wir uns nicht.

Der 46. Psalm, das Lied der Kinder Korah von der Kirche Trost und Sicherheit, ist der Festpsalm unserer Kirche geworden. Ihm hat Luther nachgesungen sein gewaltiges „Ein' feste Burg ist unser Gott"; seinen Worten lauschen wir, so oft das Reformationsfest wiederkehrt; an ihm stärken wir uns in dem Bekenntnis: Und wenn die Welt voll Teufel wär', so fürchten wir uns nicht so sehr.

Das Reformationsfest wurde bisher vielfach stets am 20. p. Trin. gefeiert. Darum wollen auch wir in dieser Woche Reformationsgedanken in uns wecken lassen, wollen uns durch das Festlied unserer Kirche treiben lassen, auch in den großen Nöten, die uns in der Gegenwart betroffen haben, zu jubeln: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, darum fürchten wir uns nicht.

Große Nöte hatten damals die Kinder Gottes betroffen; Sanherib belagerte mit einem gewaltigen Heere die heilige Stadt und sprach Hohn dem lebendigen Gotte. Aber der Herr hatte sich erwiesen als Hilfe auch in der größten Not; er sandte seinen Engel und dieser schlug in einer Nacht 485,000 der Feinde zu Boden und die Kinder Korah konnten nun jauchzen: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke; Gott hilft seiner Stadt frühe.

Große Nöte hatten auch unseren Luther getroffen; der Papst hatte den Bann, der Kaiser die Acht über ihn ausgesprochen, sein Kurfürst erklärt, ihn nicht weiter schützen zu können, und hinter allen seinen Widersachern sieht er den alten bösen Feind und erfährt oft an sich, wie ernst er es meint. Aber dennoch ist er getrost und unverzagt, dennoch singt er seinen Widersachern, ja selbst dem Teufel ins Gesicht: Das Wort sie sollen lassen stahn, das Reich muß uns doch bleiben; ein Wörtlein kann den Fürsten dieser Welt fällen.

Und solche Furchtlosigkeit, solchen Glaubensmut sollen auch wir von den Kindern Korah wie von unserem Luther lernen. Auch wir wissen ja wohl von mancherlei Nöten zu reden, ja in der Gegenwart will es uns manchmal fast scheinen, als sei die Zeit nahe, von der die Kinder Korah singen, daß das Meer wütet und wallet und von seinem Ungestüm die Berge ins Meer zu sinken drohen — aber dennoch fürchten auch wir uns nicht, denn auch

wir wissen es aus seliger Erfahrung: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in Nöten. Ja mehr noch, wir können mit unserem Luther sagen: Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren. Auf ihn, unseren Heiland Jesum Christum, den Herrn Zebaoth, blicken auch wir bei allem Toben der Feinde und singen, des Sieges im Glauben gewiß: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Vom Tage.

Ueber das Kartenspiel.

In den Lodzer Fabriken sind die Maschinen zum Stillstand gekommen; in den Werkstätten und Büros schweigt alles Leben. Die vielen Tausende, die nun gezwungen sind, zu feiern, haben weidlich zu tun, um sich von der öden Langeweile nicht unterkriegen zu lassen. Da nun das planlose Umherschlendern auf Straßen und Plätzen infolge der strengen diesbezüglichen Bestimmungen der Bürgermiliz so ziemlich aufgehört hat, greift man zu der alten Waffe, den Teufel Langeweile in die Flucht zu jagen, — zu den Spielkarten.

Wer noch seinem Kachelofen die nötige Speise zuführen kann, daß er im gemütlichen Zimmer wohlige Wärme verbreitet, lädt seine guten Freunde zu einer harmlosen Partie Sechsundsechzig, Schafskopf, Skat u. s. w. ein. Und vollzählig treffen die Geladenen ein. Man nimmt an dem runden Familientisch Platz, die Spielkarten werden hervorgesucht und das Spiel beginnt.

So wird fleißig Stunde um Stunde Karten gedroschen, bis die Wanduhr mahnend ½9 schlägt, das Zeichen zum Ausbruch. Denn so gern man noch wenigstens ein Stündchen gespielt hätte, so hat doch niemand Lust, mit der Bürgermiliz in Konflikt zu geraten, die mit den Uebertretern des Verbots, nach 9 Uhr abends die Straße zu betreten, keine großen Umstände macht. Am nächsten Tag veranstaltet ein andrer Besitzer einer warmen Stube einen Kartenabend, das für die Kartenbrüder wieder so „anregend" verläuft wie der vorige.

Es hieß einst, das Kartenspiel sei für den wahnsinnigen König Karl von Frankreich (1380 bis 1422) erfunden worden. Dem ist aber nicht so. Es ist nämlich erwiesen, daß die Spielkarten schon viel früher bekannt waren. Ehe man sie noch in Europa kannte, bedienten sich ihrer schon die Japaner und Chinesen. Allem Anschein nach haben die Sarazenen die Spielkarten nach Europa gebracht.

Ihrer schönen und kostbaren Ausstattung wegen sammelt man gern die früheren Spielkarten. In den Museen kann man reizende Karten finden, bei deren Herstellung Künstler von Ruf ihre Kunst angewandt haben..

Heute, wo die Spielkarte Allgemeingut geworden ist, wird bei ihrer Herstellung nicht mehr so viel Sorgfalt angewandt. Besonders die billigen Karten sind von abschreckender Häßlichkeit. Doch kann man aber auch Karten finden, die echte Kabinettstücke graphischer Kleinkunst sind.

Ueber die Bedeutung der 52 Spielkarten gibt ein altes Gedicht folgende Auskunft:

„Die Karten sind ein Bild der Stände:
Ritter und Geistlichkeit, Bürger und Bauer;
Gemischt durch der Vorsehung weise Hände,
Geben dem Staate sie Glanz und Dauer.
Der eine gilt wenig, der andere viel,
Doch ohne Nutzen ist keiner im Spiel.

Das Pique bedeutet im Waffenglanze,
Den Ritterstand mit Schwert und Lanze,
Der für die Ehre das Blut verspritzt,
Das Vaterland und den Thron beschützt.

Und Coeur, getaucht in Purpurglut,
Das geistliche Herz bezeichnen tut,
Weil es, entfernt von blutigen Kämpfen,
Nur sorgen sollte, die Sünde zu dämpfen..

Das Carreau aber ist der Quaderstein,
Begründet einst den Bürgerverein;
Ein Maurer fügte die Steine zum Haus,
Dann wurden Flecken und Städte daraus.

Und Treffle, der Klee im glühenden Sand,
Ist ein Symbol für den Bauernstand.
Sein Fleiß bringt andern Glück und Segen,
Drum mögt ihr ihn achten und seiner pflegen.

Auch Mann und Frau und Knecht und Kind,
Im Spiel wie im Leben zusammen sind.
Der Mann ist daheim ein kleiner König,
Die Dame dem Herrscher untertänig.

So will es die Ordnung, so will es das Recht,
Dann folgt der redliche Bube, der Knecht,
Und unter den Bildern von Eins bis Zehn
Mag man der Kinderlein Schar versteh'n!"

Ueber das Kartenspiel äußert sich ein Dichter um 1500 wie folgt:

„Das Kartenspil ist ungewehrt,
Wenn mann zu Rechter zeit auffhert."

Nicht so glimpflich kommt das Kartenspiel bei der modernen Philosophie weg. Schopenhauer meint nämlich in seinen Aphorismen:

„Das Kartenspiel ist die Bankerutterklärung des menschlichen Geistes."

Daß das Kartenspielen zu den Annehmlichkeiten dieses irdischen Lebens zählt, meinen viele Dichter. So läßt Fr. Kind in seiner von Karl Maria von Weber in Musik gesetzten Oper „Der Freischütz" den Jäger Kaspar singen:

„Kartenspiel und Würfellust
Und ein Kind mit runder Brust
Hilft zum ew'gen Leben!"

Das Kartenspiel hat viele Redensarten geprägt, die in den Wortschatz der deutschen Sprache übergegangen sind. So sagt man:

„Mit verdeckten Karten spielen."
„Alles auf eine Karte setzen."
„Sich nicht in die Karten sehen lassen."

Von dem Spieler selbst sagt ein bekannter Reimspruch gerade nicht sehr zart:

„Der Spieler ist von Gott verachtet,
Weil er nach fremdem Gelde trachtet."

Ein chinesisches Sprichwort sagt:

„Beständiger Spieler wird nie Gewinner."

Natürlich sind hier stets die Hazardspieler gemeint.

Zum Schluß lassen wir ein durch ein altes Flugblatt verbreitetes Gedicht über das — nicht harmlose — Kartenspiel folgen.

„O verfluchte Unglückskarten!
Aendert sich das Spiel noch nicht,
Soll ich denn schon wieder passen,
Nie bekommen einen Stich?

Noch ein'n Trumpf ich tät erheben:
Wie ich lustig kam zum Spiel,
War die Karte, ach, vergeben,
Und ich hatt' die Kart' zuviel.

Diese Dam' wär mein gewesen,
Aber ich kam viel zu spat,
Vor mir einer hat gesessen,
Der die Dam' gewonnen hat.

Ei, so will ich gleich aufhören,
Nehm' die Dam' ein jeder hin,
Ich aus ihrem Mund muß hören,
Daß der rechte Bub' nicht bin.

O, ihr Schippen tut euch schärfen,
Macht im Geldsack mir ein Grab!
Herzen will ich ferne werfen,
Hebe immer wieder ab.

Auf das Grab viel Kreuz' will stellen,
Fall' ich armer Bub' ins Grab,
Auf den Eckstein schreibt, Gesellen:
„Herzens"-Dame stach ihn ab."

Adolf Kargel.

Lodzer Bühnenkünstler als Milizianten.

Wie ein Taschendieb von der Miliz entdeckt wurde.

r. Unter den vielen Lodzer Einwohnern, denen der blutige europäische Krieg so übel mitgespielt hat, befinden sich auch einige Bühnenkünstler des Lodzer polnischen Theaters, die nicht Zeit genug gefunden hatten, unsere Stadt verlassen, und zwar aus zweierlei Gründen: 1) weil die Wege nach der polnischen Metropole Warschau nicht frei waren und 2) weil die Lodzer Künstler, wie alle dieses Berufes, nicht reich mit irdischen Gütern, gesegnet sind.

Die Musensöhne lebten eine Zeitlang in unserer Stadt von den wenigen Groschen, die sie sich in einer besseren Zeit zurückgelegt hatten. Aber viel war es nicht, denn man weiß, daß die Leute von den Brettern, die die Welt bedeuten, nur aus der Hand in den Mund leben.

Die ohnehin spärlichen Finanzen waren nur allzu schnell erschöpft. Frau Wirtin hatte auch keine Lust, die Musensöhne weiter umsonst zu beherbergen und so wanderten sie wohl oder übel auf die Straße.

Was nun anzufangen? Guter Rat war teuer.

Unsere Künstler waren stets der Wohltätigkeit und der guten Sache des Allgemeinwohls wohlgesinnt. Sie ließen sich als gute Bürger in die Lodzer Bürgermiliz aufnehmen und mußten als solche doch jedenfalls wenigsten für einige Stunden des Tages in dem Revierkomitee ein Unterkommen haben. Als Miliziaten bewährten sie sich großartig, da sie über genügend freie Zeit verfügten und demgemäß ihren Pflichten sehr gewissenhaft nachkamen.

Wir begegneten dieser Tage einem der Künstler, einem alten Bekannten, der uns folgende Begebenheit schilderte:

„Eines Tages sitzen wir in unserem Revierkomitee und langweilen uns mit leerem Magen. Plötzlich stürzt ein eleganter Herr in das Zimmer und meldet, daß ihm im Wagen der elektrischen Zufuhrbahn Lodz—Zgierz eine goldene Uhr mit Kette gestohlen wurde. Er wäre der Miliz dankbar, wenn sie ihm die Uhr wieder herbeischaffen würde. Wir versprachen unser Möglichstes zu tun, und unsere Bühnenkünstler begannen ihr Talent als Geheimagenten zu entfalten".

„Ich ging mit dem Komiker unseres polnischen Theaters" so erzählt uns unser Gewährsmann weiter, „nach der Altstadt auf den Tanfanring. Unsere Aufmerksamkeit fiel auf einen ungefähr achtzehnjährigen verdächtigen Burschen, dem wir uns sofort näherten und ihn als verhaftet erklärten. Nur widerwillig folgte der Bursche uns nach unserem Komiteestübchen. In der Altstadt näherte sich uns ein älterer Israelit und bekräftigte unseren Verdacht, indem er uns versicherte, daß wir es mit einem gesuchten Spitzbuben zu tun haben. Mir kommt es aber in den Sinn: Welcher Zusammenhang besteht mit diesem Burschen und der gestohlenen Uhr?

Nach dem Komitee gebracht, leugnete der Bursche hartnäckig, ein unreines Gewissen zu haben. Als auch Schläge nichts halfen, verfügte unser Obmann, den Burschen freizulassen. Unser Komiker nahm den Burschen unter den Arm und führte ihn auf die Straße. Dort raunte er ihm zu: „Sagen Sie, ist das eine schöne Uhr?" Der Dieb machte anfänglich ein bestürztes Gesicht, doch als ihn der Künstler bat, ihn nicht zu verraten, da er ihm die Uhr gern abkaufen möchte und ihm versicherte, daß er mit barem Gelde zahle, antwortete der naive Dieb: „Es ist eine goldene Uhr mit ebensolcher Kette." Hocherfreut über diese zufällige Entdeckung, forderte der Miliziant den Dieb auf, mit ihm die Uhr abzuholen, worauf er sie ihm bezahlen werde. Der Dieb machte Ausflüchte, daß er in Zubardz wohne, daß es schon abend sei usw. Nichtsdestoweniger ging unser Komiker mit dem Burschen nach Zubardz, obwohl er später gestand, daß ihm die Beine zitterten und er aus jedem Hause mit Messern und Revolvern bewaffnete Strolche auftauchen glaubte. Glücklich kamen beide vor dem Hause an, in dem der Dieb wohnte. Der Miliziant wartete auf der Straße und war, als der Bursche längere Zeit nicht zum Vorschein kam, fest davon überzeugt, daß er genasführt wurde. Aber nach kaum 15 Minuten kam der Dieb und brachte die Uhr, die er dem Komiker übergab. Auf die Frage, wieviel er für die Uhr verlange, gab er eine größere Summe an. Unser Humorist antwortete: „Lieber Freund, soviel Geld habe ich nicht bei mir, da werden Sie sich schon nach meiner Wohnung an der Zawadzkastraße bemühen müssen."

Der Dieb meinte, er werde von der Miliz auf dem Rückwege angehalten werden und wollte das Geld sofort haben. Der Miliziant versicherte ihm jedoch, daß er ihm auf dem Rückwege seine Armbinde geben werde, sodaß er von niemanden angehalten wird. Der Dieb willigte nun ein und beide gingen nach der Stadt. Unserem Künstler lachte das Herz im Leibe. Am Neuen Ringe angelangt, machte er Halt und sagte zu dem Burschen: „Weißt Du, wohin Du jetzt gehen wirst? Nicht nach meiner Wohnung, sondern nach dem Milizbezirk!" Der Dieb wollte flüchten, wurde jedoch festgehalten und nach dem Bezirk gebracht, wo er beim Eintritt rief: „Meine Herren, dieser saubere Miliziant kauft gestohlene Sachen von Dieben." Erst eine anständige „Watsche" belehrte ihn eines anderen, denn alsbald beteuerte er: „Ich habe mich versehen, er sieht dem Aufkäufer ähnlich."

Dem rechtmäßigen Eigentümer der Uhr wurde sein Eigentum zurückerstattet, und als Dankbarkeit opferte er 10 Rbl. für das Revierkomitee. Die Freude der Musensöhne war groß, denn jetzt konnte es auch wieder einmal ein anständiges Abendbrot geben und der Magen war beruhigt.

Kleines Feuilleton.

Lodzer Leben.

Die Lodzer Chronik weiß nun schon so manches Kapitel aus der Geschichte des blutigen Völkerringens zu erzählen. Wenn unsere Stadt glücklicherweise auch noch nicht direkt unter den Kriegsoperationen zu leiden hatte und der Donner der Geschütze, die schrillen Pfiffe der Geschosse unser Ohr bisher nicht berührten, so sind wir doch den Schlachtfeldern nicht allzu weit entfernt und waren Zeugen mancher Kriegsepisode.

Wer Tag für Tag die Petrikauer Straße passieren muß, glaubt, es sei immer Sonntag bis uns, so stark ist der Verkehr. Der flüchtige Beobachter wird vielleicht den Eindruck gewinnen, als lebe man in tiefstem Frieden; nur wer die Menschen genauer betrachtet und in ihren Mienen zu lesen vermag, wird herausfinden, daß Kummer und Sorge so manches Herz bedrücken, daß gespannte Erwartung aus vielen Augenpaaren spricht und manche Geste die stumme Frage verrät: was wird uns die Zukunft bringen?

Niemand aber vermag es zu sagen, welches Schicksal uns beschieden sein wird: ob der Lenker der Welten den Völkern weitere Heimsuchungen senden oder ob der Engel des Friedens bald durch die Lande ziehen wird Dunkel liegt die Zukunft vor uns und keinem Sterblichen ist es je vergönnt gewesen, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der den nächsten Tag verhüllt.

In dieser trüben Zeit der Prüfung lernt man so manches, was uns früher kleinlich, wenn nicht gar lächerlich erschienen sein mag. Wir lernen unseren Nächsten lieben, wir lernen den Wert des Lebens kennen, wir lernen Wohltat üben, wir lernen Mitleid empfinden, wir lernen sparen und wir ringen uns auch allmählich zu der Ansicht durch, daß Zweck und Ziel unseres Daseins nicht allein darin bestehen, uns unser Leben so behaglich wie nur möglich einzurichten, wir versuchen vielmehr uns nützlich zu machen und kommen zu der Erkenntnis, daß wir ein notwendiges Glied in der Riesenkette bilden, die Menschheit heißt.

Was wäre heute unsere Halbmillionenstadt, wenn nicht jedermann bestrebt sein würde, zum Wohle der Allgemeinheit tätig zu sein? Das große Heer der Arbeitslosen läßt sich schwer bezwingen, wenn Hunger und Kälte es zum äußersten treibt; hier gilt es, andere Maßnahmen zu treffen, und es gereicht unserer Bürgerschaft gewiß zur Ehre, daß sie sofort das Richtige traf, um auch den Armen die Lasten des Krieges tragen zu helfen. Das Bürgerkomitee hat zwar eine schwere Aufgabe übernommen, aber es ist auch ein erhebendes Gefühl, Tränen trocknen, Witwen und Waisen unterstützen zu dürfen.

Die Verfügungen, die das Komitee trifft, haben bisher wohl überall Beifall gefunden, doch ist es besonders die letzte Verordnung, die allgemeine Anerkennung verdient. Die Mitglieder des Komitees kennen ihre Pappenheimer und wissen, daß es in unserer Stadt auch Leute gibt, die so gewissenslos sind, daß sie sich nicht scheuen, ihren Mitmenschen das Fell über die Ohren zu ziehen. (In ihrer Sprache heißt das: die Konjunktur ausnützen!) Es wird wohl weniger Aergernis erregen, wenn Schnäpse, Liköre, Weine etc. um 25 oder 50 Prozent teurer verkauft werden, doch muß es den armen Mann erbittern, wenn der Lebensmittelhändler die Preise seiner Produkte in die Höhe schraubt, obgleich er sie noch vor Ausbruch des Krieges billig eingekauft hat. Leider hat das Bürgerkomitee in letzter Zeit mehrere solcher „smarten Geschäftsleute" ermittelt und es ist nur freudig zu begrüßen, daß diese Wucherer in Zukunft einer wohlverdienten Strafe entgegenzusehen haben.

Sehr sympathisch berühren da auch die Beschlüsse einiger Vereine, laut welchen für die Mitglieder Verkaufsstellen billiger Kolonialwaren eröffnet wurden. Liest man die Liste der Preise für Lebensmittel, so muß man den Vereinsverwaltungen uneingeschränktes Lob zollen, denn es kann wohl niemand behaupten, daß 13½ Kop. für ein Pfund Farinzucker oder 12 Kopeken für ein Quart Naphtha zu viel verlangt wären. Es wäre nur wünschenswert, wenn diese Beispiele viel Nachahmung fänden! — —

Ueber schlechte Zeiten klagt heute jedermann: der Arbeiter, der Fabrikant, der Beamte, ja sogar die — Aerzte. Ihre Praxis ist völlig zurückgegangen. Wo man sonst stundenlang warten mußte, bis man an die Reihe kam, melden sich heute kaum 2 bis 3 Patienten. Wer will jetzt krank sein? Und ist es einer, so versucht er zunächst alle Hausmittel, die Großmama oder Urgroßtante empfehlen, um nur keinen Arzt aufsuchen zu müssen. Dabei ist die Sache gar nicht einmal so kostspielig. Aerzte, die früher 2 und 3 Rubel für eine Konsultation beanspruchen, sind jetzt mit weniger zufrieden. Doch die Honorarermäßigung zieht auch keine Patienten an und die Wartezimmer bleiben meistens leer.

Es ist eben kein Geld zu sehen und wer es hat, der zeigt es nicht. Man sucht lieber einige zerrissene Bons aus der Brieftasche hervor, als daß man Scheine wechselt, notabene wenn man sie gewechselt bekommt. Nicht geringes Aufsehen mag daher in jener Kreditinstitution geherrscht haben, in der dieser Tage ein Herr erschienen ist, um 5000 Rubel, sage und schreibe: fünftausend Rubel, zu hinterlegen. Der Kassierer traute seinen Ohren kaum, es klang ihm wie liebliche Sphärenmusik und er ging bereitwilligst auf jede Bedingung ein. Schade, daß kein Photograph zur Stelle war, der dies seltene Bild auf seine Platte gebannt hätte . . .

Bei aller Trübsal sind wir doch wenigstens von einer Plage befreit: wir brauchen uns nicht mehr über die Telephone zu ärgern, denn es gibt vorläufig keine Verbindung. Früher hat es allerdings auch keine gegeben, es sei denn man hatte viel Geduld und war sanft wie ein Lamm. Wir sind aber überzeugt, daß manchem Lodzer Geschäftsmann auch dieser Aerger fehlt und er froh sein wird, wenn sein Ohr das monotone „Bitte" des schläfrigen Telephonfräuleins wieder vernimmt . . .

Hans Kriess.

Der Dieb aber sitzt im Gefängnis an der Dlugastraße und wartet, um nach beendetem Kriege seiner Aburteilung entgegenzusehen.

Fort mit dem Kleinmut!

Es ist nicht jedem Seelenstärke gegeben. Man darf darüber nicht überheblich urteilen, wenn jemand unter dem Ungeheuren der Gegenwart zusammenbrechen möchte. Namentlich nicht, wenn es eine Frau ist. Zwar verlangt man jetzt von jeglichem Kraft und Gefaßtheit, von Männern wie Frauen, aber man wundere sich nicht allzusehr, wenn schwache Bäume im Sturm knicken, die keine feste Stütze hatten.

In solcher Zeit zeigt sich, worauf Verlaß ist. Woran sich der einzelne klammert, ist seine Sache, es kommt nur darauf an, daß er fest stehe und jeder Gedanke, der uns aus den grausigen Niederungen der blutigen Gegenwart hinaufschwingt zur Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Drangsale, der soll willkommen sein und gelten.

Wenn Zaghaftigkeit und Schwäche auch in Erziehung und körperlichem Zustand ihre Erklärung finden, dulden dürfen wir um keinen Preis, daß sie laut werden und uns Sichern das Gefühl verwirren. Wir daheim müssen ein Herz und eine Seele bleiben, wie wir es waren, als der Ruf des obersten Kriegsherrn an unsere wehrfähigen Brüder erging. Und wenn der Krieg noch so lange dauert! Ruhig und zielbewußt muß für alles gesorgt werden, was die Zeit fordert, und alles wird gut gehen.

Ein Schurke ist der, der es fertig bringt, aus der Not des Volkes Sondergewinne für sich zu ziehen. Gefehlt haben ja die Erbärmlichen nie, mögen die Zeiten noch so groß gewesen sein. Warum sollten wir auf einmal von ihnen verschont bleiben? Wir schieben sie bei Seite, wir leihen auch Schwätzern kein Ohr, wir streiten uns mit keinem Generalfeldmarschall von eignen Gnaden.

Nur sich nicht trotz allen guten Willens von seinen düsteren Ahnungen und Ausgeburten seinen Kleinmutes unterkriegen lassen. Gleichgültigkeit und beherrschter Schmerz sind nicht dasselbe. Gleichgültigkeit wird von niemand verlangt, am wenigsten von den Müttern und Gattinnen. Wer aber seinen Schmerz stille bei sich trägt, die Zähne zusammenbeißt, der dient sich am besten.

---

k. **Für die Reservistenfamilien.** Das Zentralkomitee der Bürgermiliz bringt zur Kenntnis, daß es sich mit der Erteilung von Unterstützungen an die Reservistenfrauen nicht befaßt. In solchen Angelegenheiten müsse man sich an die Rayons des Bürgerkomitees wenden.

r. **Hilfsfond.** Das Zentralkomitee der Lodzer Bürgermiliz hat vom Lodzer Bürger-Kuratorium für den Fond zur Unterstützung der Armen die Summe von 25,000 Rbl. erhalten, die aber mit dem in der Kasse noch vorhandenen Restbetrag nicht mehr lange hinreichen wird.

r. **Völliger Mangel an Nafta.** In unserer Stadt macht sich gegenwärtig ein völliger Mangel an Nafta bemerkbar. Derselbe erklärt sich durch die nunmehr vollständig unterbrochene Zufuhr von Nafta. Das Zentralkomitee der Bürgermiliz ist eifrig bestrebt eine Zufuhr zu schaffen.

§ **Eine Schlacht in der Umgegend.** In der vorvergangenen Nacht hörte man eine starke Kanonade aus der Umgegend von Wisniowa Góra, was beweist, daß in der Nähe eine Schlacht im Gange war.

k. **Von der Lodzer 2. Kommerzschule.** Der Privatunterricht, von einer Gruppe von Lehrern in der Lodzer 2. Kommerzschule organisiert, hat am Freitag begonnen. Gegen 200 Schüler, darunter auch aus den Gymnasien und anderen Schulen, haben sich bisher angemeldet. Eine siebente Klasse konnte leider nicht eröffnet werden.

r. **Zufuhr von verschiedenen Produkten aus Deutschland.** In den letzten Tagen wurden von mehreren Kalischer Einwohnern größere Transporte von Waren aus Deutschland, wie Zigarren, Schnäpse, Lichte u. drgl. nach hier gebracht, die sie mit gutem Profit an den Mann brachten. Die Kalischer deutsche Militärbehörde gestattete, verschiedene deutsche Produkte nach dem Königreich Polen einzuführen.

k. **Infolge Räumung der Magazine auf der Lodzer Fabrikeisenbahn** hatte sich dort gestern in den Abendstunden eine große Menschenmenge angesammelt die verschiedene Waren geschenkt haben wollte. Es entstand schließlich zwischen den Versammelten eine Prügelei. Herbeigeeilte Milizianten vertrieben die Menge und stellten die Ordnung wieder her.

** **Textilmeisterverein.** Am Sonnabend, den 31. Oktober, findet um 10 Uhr vormittags im Lokale des Vereins, Nikolajewskastraße 69, eine außerordentliche Versammlung der Mitglieder des Textilmeistervereins des Gouvernements Petrikau statt.

** **Brennspiritusvergiftung.** Gestern früh vergiftete sich in ihrer an der Wolborskastraße Nr. 34 belegenen Wohnung die 24 Jahre alte Frau eines Färbers Balbina Samarek. Ein Arzt der alarmierten Rettungsstation beseitigte jede Gefahr.

** **Plötzliche Erkrankung.** Gestern vormittag wurde vor dem Hause an der Ecke der Petrikauer- und Kruikastraße ein unbekanntes etwa 16 Jahre altes Mädchen im bewußtlosen Zustande aufgefunden. Ein Wagen der Rettungsstation brachte sie im bewußtlosen Zustande nach dem Hospital des Roten Kreuzes.

---

§ **Aus Druskieniki.** Der bekannte Kurort Druskieniki wurde während der letzten Kämpfe fast vollständig zerstört. Das Kurhaus hat gleichfalls sehr gelitten. Einige Straßen, wie Boerna, Aptezna und Bulwarowa sind vollständig zerstört, kein einziges Haus ist ganz geblieben. Von der Prächtigen Villa „Radium" ist nur die Front unversehrt geblieben. Die Apotheke, das Gebäude der Feuerwehr und andere sind gleichfalls zerstört. Unter den Trümmern der Häuser werden von der ärmeren Bevölkerung verschiedene wertvolle Gegenstände hervo geholt. Die Lebensmittel sind sehr teuer.

r. **Lenczyca.** Dank den Bemühungen der hiesigen Bürgermiliz und des Bürgerkomitee's tritt hier das Geschäfts- und Privatleben allmählich wieder ins normale Geleise. Die Lebensmittel sind verhältnismäßig billig. Nur Kohle und Naphta beginnt zu fehlen Salz kostet hier 17 Kop. das Pfund. Zucker ist nicht teuer. Mehl und Getreide ist genügend vorhanden. Die Ein- und Ausfuhrsteuer bringt allwöchentlich gegen 200 Rubel ein, die zu verschiedenen dringenden Bedürfnissen der Stadt verwendet werden. Ein Teil der hier ansässigen Kalischer Flüchtlinge, die sich vor kurzem nach genannter Stadt begaben, sind wieder nach hier zurückgekehrt und haben die ihnen notwendigen Sachen aus ihren Kalischer Wohnungen mit sich gebracht. Sie bemühen sich, nach Möglichkeit von eigenen Mitteln zu leben, um der hiesigen Bevölkerung nicht lästig zu werden.

r. **Lowicz.** Zur Lage. Personen, die am vergangenen Freitag aus Lowicz nach Lodz kamen, sich dort über eine Woche aufgehalten hatten und hofften, von dort nach Warschau zu gelangen, schildern die Lage in den letzten zwei dort verlebten Tagen wie folgt: Die Stadt ist vollständig ausgestorben. Ein Teil der Bevölkerung ist wieder geflüchtet, während der übrige Teil alle Schrecken des Krieges durchlebt. Die Geschäfte sind wieder geschlossen. Der Handel ruht vollständig. Die Einwohner lassen sich auf der Straße selten sehen. Infolge dessen, daß Lowicz ein wichtiger Punkt der Warschau-Kalischer Eisenbahnlinie ist, ist die Stadt eine Basis für die Operationen beider kämpfenden Armeen geworden. Während der Kämpfe sind wiederholt Schrapnells und Granaten in die Stadt gefallen und haben bedeutenden Schaden angerichtet: Es sind auch mehrere Häuser niedergebrannt. Lowicz ist gegenwärtig ein großes Militärlager. Hier konzentrieren sich bedeutende deutsche Militärabteilungen, die von hier in die Richtung auf Warschau marschieren. Auf dem Marktplatz stehen gepanzerte Automobile, Lastautos, Lazarettwagen u. dergl.

r. **Kalisch.** Liquidation der Bürgermiliz. Die hiesige Bürgermiliz wurde dieser Tage liquidiert. Die polizeilichen Funktionen werden jetzt von deutscher Gendarmerie ausgeführt. Infolge der von der Behörde erteilten Erlaubnis, daß deutsche Waren aus Kalisch nach dem Innern des Königreichs Polen ausgeführt werden dürfen, hat sich das Geschäft hier ziemlich belebt. Der frühere Händler Wieruszewski hat hier ein großes Kolonialwarenlager eröffnet, von welchem größere Transporte der verschiedensten Waren nach auswärts verkauft werden. In verschiedenen Gegenden der Stadt sind auch mehrere Spirituosenhandlungen eröffnet worden. Die Firma Hirsch in Ozorkow hat hier speziell für das deutsche Militär eine Spirituosen- und Zigarrenhandlung eröffnet.

x. **Warschau.** Nekrolog. Der Bischof Ruszkiewicz hat am 20. d. Mts. dem im Kampfe bei Warschau gefallenen Grafen Konstanty Potocki das Geleit zur letzten Ruhestätte gegeben.

— x. Zufällige Verletzungen. Während der Beschießung der feindlichen Aeroplane fiel dem vor dem Hause Nr. 37 an der Dobrastraße stehenden 19jährigen Stefan Jakubowski eine Gewehrkugel auf den Kopf; J. wurde nach dem Hospital des hl. Antonius gebracht, wo er nach einer halben Stunde starb. Vor dem Hause Nr. 5 an der Dzikastraße brach vor Schreck infolge des Geschützdonners eine dem Namen nach unbekannte Frau, eine Jüdin, circa 70 Jahre alt, zusammen und starb bald darauf. Nach den von der Polizei gesammelten Daten wurden am 20. d. Mts 5 Männer, 3 Frauen und 2 Kinder getötet; circa 40 Personen beiderlei Geschlechts erlitten Verletzungen. Im evangelischen Hospital starben folgende verletzte Personen: Hersch Rotholtz, 41 Jahre alt (Pawiastraße 10); Chana Jiower, 22 Jahre alt (Dzikastraße 38); Ruchla Silberberg, 15 Jahre alt (Dzikastraße 22); Jankel Heiler, 25 Jahre alt (Dzikastraße 5); Chaj Bajla Skompska, 12 Jahre alt (Dzikastraße 10). Im jüdischen Hospital starben: Hersch Kronenberg, 21 Jahre alt (Dzikastraße Nr. 10). Im Kinderhospital an der Kopernikastraße starb die 5jährige Kazimiera Festerkiewicz (Ogrodowastraße 40.

— § Eine Panik. Am verganen Dienstag, um 6 Uhr abends, wurde eine Partie Arrestanten, ca. 300 Mann, aus dem Zentralgefängnis an der Dlugastraße Nr. 52 nach dem Bahnhof der Terespoler Bahn transportiert. Ein Arrestant rief plötzlich: „Es fällt eine Bombe!" Auf diesen Ruf hin begann das Publikum nach allen Seiten zu fliehen. Ein die Arrestanten begleitender Polizist feuerte auf den Arrestanten einen Schuß ab und tötete ihn auf der Stelle. Der Getötete heißt Adam Ostrolenski und ist 22 Jahre alt.

§. Eine Person, die die Postenkette um Warschau passieren konnte, beschreibt das dortige Leben wie folgt: Mit dem Augenblick des Erscheines deutscher Truppen auf den nach Warschau führenden Wegen — ungefähr seit dem 9. Oktober — begann die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften nach Warschau zu flüchten. Augenblicklich ist Warschau mit Flüchtlingen aus dem Fürstentum Lowicz und der nächsten Umgebung Warschaus überfüllt. Man kann die augenblickliche Bevölkerung Warschaus mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen angeben. Alle Höfe sind mit Wagen gefüllt, auf denen viele Leute wohnen, da die Hotels und die Privatwohnungen in der Stadt überfüllt sind. Die Preise der Lebensmittelprodukte sind außerordentlich gestiegen. Milchprodukte fehlen gänzlich, infolge des Aufhörens jeglicher Zufuhr. Die Stimmung der Warschauer Einwohner ist niedergedrückt.

Telegramme.

Reichsdumaabgeordneter Malinowski gefallen.

x. **Wien, 23. Oktober.** Das Mitglied der Reichsduma, Malinowski, Sozialist, wurde in den Kämpfen in Galizien getötet.

Ein österreichisch-französisches Seegefecht.

x. **London, 23. Oktober.** Der Reuter-Agentur wird aus Cetinje gemeldet, daß zwei österreichische Unterseeboote in der Nähe von Cataro die französische Flotte angegriffen haben. Der Kreuzer „Waldeck-Rousseau" bohrte ein Unterseeboot in den Grund.

270 Mann ertrunken.

x. **Tokio, 23. Oktober.** Auf dem gesunkenen Kreuzer „Takoschicko" kamen 270 Personen um; 30 konnten gerettet werden.

Strandung eines deutschen Torpedobootes.

x. **Tokio, 23. Oktober.** Das deutsche Torpedoboot Nr. 90, das aus Tin-Dao abdampfte, lief in der Nacht auf ein Riff auf und ging unter.

---

x. **Allgemeines Moratorium.** Einem Telegramm der P.-T.-A. aus Petrograd zufolge, wurde ein Ukas veröffentlicht, laut welchem für die Gouvernements des Königreichs Polen ein allgemeines Moratorium eingeführt wird.

Vermischtes.

Wieviel Turner sind in Deutschland eingezogen. Die deutsche Turnerschaft berechnet die Zahl der zum Kriege eingezogenen Turner in Linie, Reserve, Landwehr, Marine und Landsturm auf etwa 600,000 Mann. Hierunter befinden sich allerdings auch Turner, die nicht mehr aktiv dem Verein angehören, sondern nur zahlende Mitglieder sind. Auch gehören zu dieser Zahl diejenigen, die in ihrer Jugend zwar eifrige Turnvereins-Mitglieder waren, z. B. des Kriegsausbruchs aber dem Verein nicht mehr angehörten. Jedenfalls aber ist die Vorbereitung des Körpers durch die Turnerei für den Kriegsdienst nicht zu unterschätzen.

Briefkasten der Redaktion.

A. G., Lodz. Wir müssen immer wieder erklären daß Ihre „Gedichte" noch nicht druckreif sind.

Kleines Feuilleton.

Was die Windsbraut erzählte.

Nacht . . . Graue, finstere Herbstnacht. Das ganze Himmelszelt ist mit grauen, undurchdringlichen Sturmwolken umzogen . . . Stumm liegen die Häuserreihen an beiden Seiten der Straße. Die menschenleere Gasse ist nur spärlich beleuchtet. Gespenstisch heben sich die von kleinen Lämpchen beleuchteten Hausnummern hervor . . . Sausend eilt die Windsbraut dahin und pfeift klagend durch die Telephondrähte und entlaubten Baumäste. Hie und da wirbelt sie die abgefallenen Blätter über das vom Herbstregen feuchte Pflaster. Unheimlich rascheln sie scharenweise dahin. Ein schauerliches Raunen erfüllt die Luft. . . .

Einsam schreitet ein junger Mann seiner Behausung zu. Er sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht; nur ab und zu blickt er scheu um sich, als wollte er sich überzeugen, daß ihn niemand verfolget.

Seine Gedanken weilen bei seinem Bruder, seinem lieben Bruder Kurt, der ebenso wie viele andere seiner Landsleute in den Krieg gegen den Feind des teuren Vaterlandes gezogen ist. Bereits die vierte Woche ist verstrichen — und noch immer ist kein Lebenszeichen von dem Teuren eingetroffen. Lebt er noch oder hat eine feindliche Kugel auch seinem Leben ein Ziel gesetzt? In seinem letzten Briefe schrieb er ja, daß er in den nächsten Tagen ins Feuer kommen werde. Und von da ab traf kein Schriftzug mehr von ihm ein.

Ein Kollege von ihm, der als Verwundeter zurückgekehrt war, erzählte nur, daß er Kurt nach der ersten Schlacht unversehrt gesehen habe. Was konnte aber schon alles nach dem vorgefallen sein? . . .

Norbert Weiß bog gerade in eine Seitenstraße ein. Er dachte jetzt wieder an seine Mutter. O, arme, arme Mutter! Sie hatte ihrem Aeltesten beim Abschied besonders ans Herz gelegt, er möge mutig in den Kampf ziehen und ein treuer Vaterlandsverteidiger sein; er möge nicht verzagen, denn Gott der Allmächtige würde ihn beschützen und ihre stillen Gebete würden ihn auf allen Wegen begleiten.

Auch Norbert beabsichtigte anfänglich als Freiwilliger in den Krieg zu ziehen. Doch: konnte er seine alte Mutter allein lassen? Er war der einzige, der sie in der schweren Zeit beschützte, sie mit dem zum Lebensunterhalt nötigen Gelde versorgte; er mußte ihr auch Trost spenden. Und diesen bedurfte sein schon gebrechliches Mütterchen in vollem Maße. Die ganze Familie war zerrüttet. Der älteste Sohn war im Kriege; die Tochter mußte ohne jegliche Mittel hinausziehen in die Ferne, samt ihren kleinen Kindern, die sicherlich unter Kälte und Hunger stark zu leiden haben würden, wenn sich nicht eine edle Seele der unschuldigen Kleinen annehmen wollte. — — —

Der junge Mann blieb plötzlich stehen. Er glaubte ganz deutlich seinen Namen gehört zu haben.

— Norbert! .. Und nun noch einmal... Erschrocken wandte er sich um, aber kein menschliches Wesen war auf der ganzen Straße zu bemerken. Da drang abermals, wie aus weiter Ferne, ganz leise wie ein Hauch der Ruf in sein Ohr: „Norbert!" Und dieselbe Stimme fuhr fort:

„Gräme dich nicht — dein Bruder lebt. Er hat schon mehrere Schlachten mitgemacht, kämpfte stets in den ersten Reihen mit; nur einmal hat eine feindliche Kugel seinen linken Arm gestreift, doch war die Wunde ungefährlich, sodaß er nach kurzer Unterbrechung, während der er mit der Rechten die blutende Wunde selbst provisorisch verband, wieder weiter kämpfen konnte. Er ist auch bereits zweimal für seine Tapferkeit ausgezeichnet worden."

Nach einer kurzen Pause hob die geheimnisvolle Stimme abermals an: „Deiner Schwester geht es ebenfalls sehr gut. Sie ist zwar unter Leuten, über die die Meinungen geteilt sind, weil man nie Gelegenheit gesucht hatte, sich von ihrer Gutherzigkeit zu überzeugen. Dieselben Personen die sich früher von vermeintlichen „Kennern" dieses Volkes dessen nicht gerade kulturellen Sitten und Bräuche erzählen ließen, fühlen sich jetzt durch die überaus gastfreundliche Aufnahme sehr wohl in seiner Mitte. Gleich den andern, war auch deine Schwester überrascht von der Güte, der liebevollen Pflege und mütterlichen Versorgung, die die freundlichen Menschen ihren lieben Kindern angedeihen ließen. Sei also unbesorgt und weine nicht um deine Angehörigen, denn sie befinden sich in guten Händen. Ueberbringe auch deiner trauernden Mutter die frohe Botschaft." — — — — —

Lange noch stand Norbert regungslos da. Alles, was die Windsbraut ihm erzählt hatte, schien ihm ein schöner, süßer Traum. . .

Richard Krause, Lodz.

Feuilleton.

Die Favoritin.

Roman
von
Ernst Georgy.

(Nachdruck verboten.)

11)

Errötend legte sie ihren Arm in den Dargebotenen und wendete sich an Randen und Dewidoff, die sie begleiten sollten. Die Herren waren dazu bereit.

Man traf die Familie Scherlin im Couloir. Sie war den Bansakins auf halbem Wege entgegengekommen.

Der Bankdirektor stellte Randen dem Baron vor. Beide Männer maßen sich mit prüfenden Blicken.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte Scherlin. „Unser Freund Hammer und andere haben mir schon von Ihnen erzählt. Hoffentlich geben Sie uns bald Gelegenheit, Sie in unserem Hause zu sehen. Meine liebe Gattin wird Ihnen unsere Empfangstage noch nennen!“

„Ich werde es mir zur Ehre anrechnen, Herr Baron!“ entgegnete der andere, sich verneigend.

„Sie kommen aus dem Auslande, Herr Randen?“ fragte Scherlin.

„Ich habe meist in Frankreich und Italien gelebt“.

„So! So!“ meinte Scherlin nachdenklich. „Wissen Sie, Ihr Name fiel mir auf, Herr Randen. Ich habe vor langen Jahren in Berlin einen Namensvetter von ihnen kennen gelernt. Er verkehrte im Hause meiner Schwiegereltern und stammte, so weit ich mich erinnere, aus den baltischen Ostseeprovinzen. Sein Vorname war Hugo!“

„Hugo Randen war der Bruder meiner Mutter. Er starb vor wenigen Jahren in Paris!“ erwiderte Randen. Sein Blick hielt den seines Gegenübers fest.

„Ah, Randen war ihr Onkel?“ stieß Scherlin höchst überrascht hervor. „Das wird ja meine Frau außerordentlich interessieren. Und trotzdem haben Sie sich nie vorher bei uns gemeldet? Aber lieber Herr Randen!“

„Mein Onkel hat sich nie recht darüber ausgesprochen; jedoch schien es mir, als ob sein Verhältnis zu Ihnen kein besonders freundschaftliches gewesen sei, Herr Baron!“

Dieser meinte etwas erstaunt: „Nun, meinerseits habe ich nie etwas gegen ihn gehabt. Ihr Onkel war ein steifer, empfindlicher Mensch, der seine Anbetung für meine Marianne erst beichtete, als sie mir bereits ihr Jawort gegeben. Vorher hatten weder sie noch ich etwas von seiner Liebe gewußt, das dürfen Sie mir glauben. Nun, und getrennt hätte er unser Bündnis wohl auch nicht! — Doch nun, Herr Randen, kommen Sie, ich möchte Sie meiner Gattin als Randens Neffe vorstellen!“

Der Baron schritt mit ihm zurück zu der Gruppe von Damen, die ihnen erwartungsvoll entgegensahen. Er selbst machte Randen mit den seinen bekannt, und die Baronin empfing ihn mit solch sympathischer Höflichkeit, daß er erstaunt war.

„Sie, ein Neffe unseres Hugo und das erfahre ich erst heute?“ rief sie aus. Sie müssen mir viel von unserm „alten Brummbär“ erzählen. Pardon, doch wir nannte ihn stets so!“

„Sein Wesen macht mir die Bezeichnung verständlich, gnädigste Baronin, er war bis zu seinem Tode ziemlich unzugänglich!“

„Aber sein Herz war gut und treu. Leider habe ich ihn nach meiner Verheiratung ganz aus den Augen verloren!“ verteidigte ihn die junge Frau warm.

Randen blickte sie prüfend an. Frau von Scherlin gefiel ihm. Sie machte einen aufrichtigen und vornehmen Eindruck, während ihr stattlicher Gatte trotz aller chevaleresken ihm nicht zusagte.

Herr Randen, wir sehen Morgen ein paar liebe Freunde zum Diner bei uns?“ fuhr Marianne von Scherlin fort. „Darf ich Sie bitten, dabei zu sein? Der Neffe meines alten Randen kann doch nicht fehlen?! Sie speisen mit uns und plaudern nachher mit mir über Ihren lieben Onkel. Wollen Sie?“

Sie reichte ihm die behandschuhte Rechte, welche er an seine Lippen zog: „Ich komme gern, gnädige Frau!“

„Das ist brav! Sehen Sie, das ist unsere Aelteste: Anneliese. Wir müssen sie schon in kurzem dem Graf Rostow überlassen und der Böse entführt sie uns auf längere Zeit auf sein Gut Abjuanowka.“ Die Mutter seufzte. „Nun, unsere Tochter ist glücklich!“

„Du bist schon wieder melancholisch, Maminka!“ schalt die Braut neckend und streichelte den Arm der Baronin. „Dir bleiben doch noch Irene und Julitschka! — Das sind meine Schwestern, Herr Randen!“ Anneliese, beinahe so groß wie Randen, redete diesen jetzt direkt an. Sie blickte ihn scharf beobachtend an.

„Ich bin lange genug in Petersburg, Baronesse, um die Namen der berühmten Scherlinschen Damen zu kennen. Ich war kaum angelangt, so klangen sie mir schon allerorten entgegen!“

„Ist das nun ein Kompliment?“ fragte Anneliese lachend und zog die entblößten Schultern hoch. „Ich denke, es sind die besten Frauen, von denen man am wenigsten spricht?“

„Die besten,“ entgegnete er, „das ist vielleicht möglich! Jedenfalls sind diese besten aber nicht die schönsten! Oder sie vereinigen beide Superlative in sich und werden durch ihre Vorzüge zum allgemeinen Gesprächsthema!“

„Ach, Mischa, hast Du gehört?“ sagte Anneliese. „Man merkt, daß Herr Randen aus Paris gekommen ist. Er weiß die Worte zu setzen!“

„Herr Randen hat nur eine Wahrheit gesagt, und die wird ihm nicht schwer gefallen sein!“ bestätigte Graf Rastow glühend. „Ihr seid auch die schönsten und besten! Doch, meine Wonne, komm, wir müssen den Vater begrüßen!“ Er zog die Braut nach kurzem Gruße fort.

Randen blickte ihrer königlichen Gestalt nach. Er sah Baron Scherlin mit Bansakin, Berkau und einem dritten Herrn zusammen stehen. Alle vier mit ernsten Gesichtern. Die drei ihm bekannten lauschten mit ergebungsvoller Aufmerksamkeit. Der Fremde dozierte.

Die Baronin Scherlin war Mittelpunkt eines größeren Kreises. Eugenia Pawlowna horchte hinter den Straußenfedern ihres Fächers verborgen, auf das, was ihr Anjetwiew zuflüsterte.

So stand nur Irene von Scherlin unbeschäftigt und unbeteiligt neben den andern. Herr von Hammer war durch seinen Chef in Anspruch genommen. Eine Sekunde betrachtete Randen das reizende Mädchen, welches so ganz anders war, als die Schwester. Dann näherte er sich ihr.

Sie sah ihn an, scheu, abwehrend, prüfend. „Darf ich Baronesse nach dem Namen jenes Herrn fragen, der mit Ihrem Herrn Vater spricht?“ eröffnete er die Unterhaltung.

„Kennen Sie den Finanzminister nicht?“ fragte sie zurück.

„Ach — gewiß!“ sagte Randen. „Natürlich, daß ist er ja! Bisher hatte ich ihn nur auf Bildern gesehen und von ihm gehört. Das Leben, die Wirklichkeit, sind aber doch etwas anderes als die Reproduktion. Ist es Ihnen, Gnädigste, nicht schon ähnlich gegangen? Haben Sie nicht auch, von Menschen eine andere Vorstellung gehabt bis Sie diese kennen lernten?“

„Natürlich tat ich das!“ bestätigte diese und sah ihn von der Seite an.

Er lachte plötzlich auf. „Darf ich einmal Gedankenleser sein, Baronesse? Sie lächeln, weil Sie wissen, daß ich Sie durchschaut habe!“

„Mich? Daß ich nicht wüßte, Herr Randen!“ entgegnete Irene ruhig.

„Doch, Baronesse, doch! Ich las es in Ihren Zügen, die das Heucheln noch nicht gelernt haben! Sie schauten mich an und dachten dabei: So geht es mir wie Dir! Dich habe ich mir auch anders vorgestellt!“

Irene wurde dunkelrot. „Allerdings, Herr Randen, Sie haben mich erraten!“

„Sehen Sie, mein gnädigstes Fräulen, so hatte ich doch recht! Doch nun eine Bitte! Darf ich Sie ersuchen, mir zu gestehen, was Sie von mir nach allem Vernommenen erwartet haben?“ sagte er und schaute sie durchdringend an.

Ihre schönen Augen schauten zu Boden. Die zarte Röte ihrer Wangen wich einer Bläße. Er beobachtete sie. „Ihr Wunsch ist zum mindesten sonderbar, Herr Randen!“

„Nein, Baronesse, denn er entspringt der Sehnsucht nach Wahrheit! Sie gehören, wie mir meine Menschenkenntnis verrät — und die hat mich noch nie im Stich gelassen —, zu jenen reinen weiblichen Wesen, denen Heuchelei und Lüge fremd sind! Von Ihnen werde ich daher lernen können!“

„Und daran liegt Ihnen soviel? Ihnen?“

„Der Nachdruck, den Sie auf das „Ihnen“ legen, beweist mir, daß Sie entweder von meiner Person zum Schlechten enttäuscht sind oder daß Sie Böses von mir gehört haben, Baronesse Scherlin! Bitte, sehen Sie mich an!“

Sie tat es und schüttelte den Kopf. „Beides ist nicht ganz zutreffend, Herr Randen!“ entgegnete sie lebhafter. „Gewiß hatte man uns schon von Ihnen erzählt. Herr von Hammer wußte nur das Beste von Ihnen zu berichten. Schon als Anneli sich verlobte, sprach er von Ihnen und nannte uns Ihren Spitznamen.“ Sie unterbrach sich verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber J. Petersilge's Erben — Redakteur: Woldemar Petersilge. — Rotations-Schnellpressen-Druck von „J. Petersilge“